

Neue Zürcher Zeitung

5. August 2013

Serie Montagsgesicht: Ursula Brunner Dem fairen Handel den Weg geebnet



Ursula Brunner, die Bananenfrau aus Frauenfeld. (Bild: Christoph Ruckstuhl / NZZ)

Ursula Brunner hat aufgezeigt, was gerechter Handel bedeutet. Als Pionierin der Fair-Trade-Bewegung hat sie viel erreicht, die Ungerechtigkeit in der Welt beschäftigt sie aber weiterhin.

Valerie Zaslowski

«Nein, ich bin mit der Entwicklung nicht zufrieden», sagt die 88-jährige Frau entschlossen. Ursula Brunner hat ihr Leben lang für mehr Gerechtigkeit im Handel mit Lebensmitteln aus Entwicklungsländern gekämpft. Am Beispiel der Banane zeigte die ehemalige Thurgauer FDP-Kantonsrätin die Problematik dieses Geschäfts auf, sensibilisierte die Bevölkerung und ebnete damit dem fairen Handel in der Schweiz den Weg. Nun aber sei der Fair Trade ein statisches System geworden. Stattdessen sollte er ein Prozess sein, den man immer wieder hinterfrage, erklärt Brunner.

«Dieses Geld wollen wir nicht»

Eingestiegen waren die Bananenfrauen, wie sie später genannt wurden, Anfang der siebziger Jahre mit der simplen Frage, «warum Bananen hierzulande so billig sind, wenn es den Menschen in den Produktionsländern doch so miserabel geht». Diese

Frage stellte sich den Frauen, nachdem sie an einem von Brunner organisierten Diskussionsabend den Film «Bananera Libertad» gesehen hatten. Dieser beleuchtet die traurigen Gegensätze: einerseits die Reichen, die in Lateinamerika ihr Leben genießen, und andererseits die Existenznot der Familien in den Armenvierteln und auf den Plantagen. Dann die schlechten Arbeitsbedingungen dort, in der guatemaltekischen Bananenproduktion, und den Verkauf der gelben Früchte hier, wo auf dem Ladentisch der Migros das Kilo Bananen zu 1 Franken 50 feilgeboten wird.

Als die Migros kurz darauf das «Bananenwunder» proklamierte und versprach, den Bananenpreis um 15 Rappen zu senken – ein Geschenk an die Konsumenten – war den Bananenfrauen klar: «Wir wollen dieses Geld nicht, es gehört uns nicht». Sie schlugen dem Detailhändler in einem Brief vor, den Bananenpreis bei 1 Franken 50 pro Kilo zu belassen und den durch die Dollarabwertung frei gewordenen Betrag in Entwicklungsprojekte zu investieren. Die Antwort der Migros kam postwendend: «Wir sind keine Wohltätigkeitsinstitution.» Das war der Anfang einer über Jahre andauernden Auseinandersetzung der insgesamt sieben Bananenfrauen mit der Chefetage der Migros. «Wir wollten den Zusammenhang zwischen den niedrigen Preisen hier und den miserablen Löhnen dort herstellen», erzählt Brunner, und: Sie wollten die Sache ohne Männer angehen.

Unterstützt von der Erklärung von Bern, einer Schweizer Nichtregierungsorganisation, führten sie im Jahr 1973 in Frauenfeld eine erste Aufklärungsaktion durch. Auf Leiterwagen wurden rund 600 Kilogramm Bananen verschenkt und Informationszeitschriften unter die Leute gebracht. Die Reaktionen seien gemischt gewesen, erinnert sich Brunner. Einige hätten geschimpft: «Schaut lieber zu euren Männern und Familien, euer Platz ist zu Hause», andere hätten sich sehr positiv geäußert. «Die Zeit war reif», meint die zierliche, aber ausdrucksstarke Frau, in deren Leben der Glaube stets eine grosse Rolle gespielt hat. «Ich wollte für diese Welt etwas Gutes tun.» Die Sache wirkte ansteckend: Bald taten sich in verschiedenen Städten Frauen zusammen, gingen auf die Strasse und verteilten Bananen. Und bald, im Jahr 1976, reiste die siebenfache Mutter und Frau eines Pfarrers das erste, aber nicht das letzte Mal nach Zentralamerika – nach Guatemala. Ihr Ziel: mit fair gehandelten Bananen in die Schweiz zurückzukehren. Mit Bananen, die nicht über transnationale Unternehmen wie Chiquita importiert wurden. Doch die Suche danach erwies sich als schwierig.

Von der Theorie in die Praxis

Als in den 1980er Jahren in Nicaragua der Krieg ausbrach und über das Land ein Embargo verhängt wurde, mussten die Bananen, die vorher nach Kalifornien exportiert worden waren, gezwungenermassen nach Europa geschifft werden. Da war klar: «Jetzt hören wir mit den Symbolaktionen auf, wir steigen in den Markt ein», erzählt Brunner. Mithilfe eines Grosshändlers in Marseille brachten die Bananenfrauen die

sogenannten Nica-Bananen in die Schweiz – die ersten Bananen, die unter gerechten Bedingungen produziert wurden. Sie wurden zuerst an Drittweltläden verkauft. «Die Nica-Bananen waren nicht so schön wie diejenigen von Chiquita. Doch die Menschen, die diese Bananen kauften, taten dies, auch wenn sie bereits braun und faul waren. So gross war die Solidarität», erinnert sich Brunner.

Von den 15 Rappen, die die Bananen mehr kosteten als in anderen Lebensmittelgeschäften, haben die Frauen 5 für ihre Arbeit und ihren damals gegründeten Verein Gebana (heute Terrafair) behalten und 10 in einen Fonds für Entwicklungsprojekte einbezahlt. Später stieg auch der Schweizer Detailhändler Volg ins Geschäft ein. «Es war ein Auf und ein Ab», erinnert sich Brunner. Als 1997 dann die Fair-Trade-Bananen von Max Havelaar auf den Markt kamen, entschlossen sich die Bananenfrauen, mit dem Handel aufzuhören. «Wir wollten keinen Konkurrenzkampf.» Für fairen Handel kämpft Brunner aber auch heute noch mit viel Elan. Das Thema ist in ihrem Leben omnipräsent geblieben. «Die Ungerechtigkeit auf der Welt sollte uns nie in Ruhe lassen», sagt sie bedrückt. An Bananen hingegen denkt sie heute nicht mehr jeden Tag.